

Das Rote Telefon: "Man sollte kein Kind in die Schule zwingen"

Interview: Rebekka Wiese

Dieser Text gehört zu unserem Projekt "[Das Rote Telefon](#)". Das Rote Telefon ist eine direkte Leitung in unsere Redaktion. Seit acht Wochen erreichen uns Hunderte Anrufe und Sprachnachrichten mit Hinweisen auf Geschichten, die wir sonst übersehen würden. Das ist eine davon.

Es ist nicht genau bekannt, wie viele Kinder und Jugendliche in Deutschland Schule schwänzen. Doch blickt man auf ältere Zahlen aus Städten und Kommunen, lässt sich erahnen: Es sind Tausende, jeden Tag. Einige gehen irgendwann gar nicht mehr in den Unterricht. Um solche Schülerinnen und Schüler kümmert sich Manuel Seeger. Er ist Lehrer in einem Projekt für Jugendliche, die die Schule verweigern. In jedem Halbjahr betreut Seeger eine Art Minischulklasse für Schwänzerinnen und Schwänzer in Villingen-Schwenningen.

ZEIT ONLINE: Viele Jugendliche fehlen mal unentschuldigt in der Schule. Wann wird Schwänzen problematisch?

Manuel Seeger: Das ist völlig unterschiedlich. In dem Projekt, bei dem ich arbeite, treffe ich Jugendliche, die über Wochen oder Monate in der Schule gefehlt haben – oder in Extremfällen auch jahrelang. Einige sind nach den Lockdowns einfach nicht zurückgekommen. Es gibt aber keine bestimmte Anzahl unentschuldigter Fehltage, die ich nennen könnte, um zu sagen: Genau hier wird es kritisch. Das ist nicht das Entscheidende. Problematisch wird es, wenn sich ein Schüler gar nicht mehr am Unterricht in der Schule beteiligt und völlig zurückzieht. Wie die Kinder und Jugendlichen, die in unser Projekt kommen. Sie sind nicht mehr lernbereit. Unser Ziel ist es, das zu ändern.



Manuel Seeger ist Lehrer bei dem Projekt Chance2 in Villingen-Schwenningen.

Dorthin kommen Kinder und Jugendliche, die ungewöhnlich viel schwänzen oder gar nicht mehr in den Unterricht gehen. Das Projekt gibt es seit 2021. Es wird vom Staatlichen Schulamt Donaueschingen, der Agentur für Arbeit und einer lokalen Stiftung getragen. © privat

ZEIT ONLINE: Wie machen Sie das?

Seeger: Wir sind zwei Lehrkräfte und zwei Sozialpädagoginnen, die je ein halbes Jahr eine Gruppe von zehn Schülerinnen und Schülern begleiten. Die Kinder und Jugendlichen kommen aus dem ganzen Landkreis, aus den Klassenstufen sechs bis acht. Wir haben eigene Räume, in denen wir uns unter der Woche jeden Morgen um neun Uhr mit den Jugendlichen treffen. Montags und freitags bleiben sie bis zwölf Uhr, an den anderen Wochentagen bis 15 Uhr. Wir beginnen jeden Tag gemeinsam, mittags kochen wir zusammen. Was dazwischen passiert, ist offen. Weil unsere Gruppe so klein ist, können wir individuell auf alle eingehen. Es gibt hier keinen Stundenplan, wir orientieren uns an vier Themenblöcken: "Ich", "Schule", "Kreatives Tun" und "Berufsorientierung". Hierzu fragen wir die Jugendlichen, was sie interessiert und was sie tun wollen.

ZEIT ONLINE: Was ist das zum Beispiel?

Seeger: Das ist von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich. Oft diskutieren wir gemeinsam über gesellschaftliche Themen – zum Beispiel über [die Klimakrise](#), [Rassismus](#) oder [geschlechtliche Identitätsfragen](#). Viele der Schüler mögen Sport. Für sie organisieren wir mithilfe eines Fördervereins Tanzkurse oder gehen mit ihnen bouldern. Wir arbeiten regelmäßig mit einem Künstler zusammen, der sich gut mit Graffiti auskennt. Auch das finden viele Jugendliche spannend, sie können dann zeichnen oder designen lernen. Momentan haben wir zwei Jungs bei uns, die auffallend intelligent sind. Mit denen haben wir uns überlegt, dass sie eine Präsentation vorbereiten und sich dafür ein eigenes Thema aussuchen dürfen. Sie haben sich entschieden, zu Red Bull zu recherchieren, dem Energydrink. Dafür haben sie sich jetzt in die Geschichte des Getränks eingearbeitet und wollen verstehen, wie es wirkt. Die beiden sind sehr motiviert.

ZEIT ONLINE: Das heißt, Sie arbeiten keinen Schulstoff mit den Jugendlichen nach?

Seeger: Nein. Es sei denn, die Schülerinnen und Schüler wollen das. Manchmal kommt es vor, dass sie merken: Eigentlich wollte ich immer Mathe verstehen und hier sind jetzt Leute, die mir meine Fragen beantworten können. Mit manchen arbeiten wir an Lese- und Rechtschreibstrategien. Aber nur, wenn sie das wollen.

"Als die Jugendliche wieder an ihre reguläre Schule kam, waren ihre Lehrkräfte überrascht, weil sie plötzlich so gute Noten geschrieben hat."

Manuel Seeger, Lehrer

ZEIT ONLINE: Passiert das denn?

Seeger: Nicht oft – aber in einigen Fällen schon. Wir hatten hier mal ein Mädchen, das ich rückblickend [als hochbegabt bezeichnen](#) würde. Sie wollte, dass wir mit ihr Deutsch und Mathe üben. Mir ist schnell aufgefallen, dass diese Jugendliche komplexe Zusammenhänge sehr schnell begreift. Als sie wieder zurück an ihre reguläre Schule kam, waren ihre Lehrkräfte überrascht, weil sie plötzlich so gute Noten geschrieben hat. Einer meldete mir zurück, er habe den Eindruck, dass sie manche Themen besser versteht als ihre Mitschülerinnen und -schüler, die den Unterricht die ganze Zeit besucht hatten.

ZEIT ONLINE: Wie schaffen Sie es, dass diese Schülerinnen und Schüler bei Ihnen mitmachen und im normalen Unterricht in der Regel nicht?

Seeger: Indem meine Kolleginnen und ich keinen Druck ausüben. Wir sprechen sehr viel mit den Jugendlichen und sehen die einzelnen Menschen mit möglichst allem, was sie mitbringen, und lassen hier alle so, wie sie sind.

"Wer hier hinkommt, leidet normalerweise stark und ist sich

bewusst, dass sich etwas ändern muss."

Manuel Seeger, Lehrer

ZEIT ONLINE: Was bedeutet das konkret?

Seeger: Das heißt, dass jeder hier seinen Stärken und Interessen nachgehen kann. Das macht wahnsinnig viel aus. Fast jeder hat etwas, das ihn begeistert. Das wollen wir aus den Schülern hervorbringen. Und tatsächlich kommen die Jugendlichen freiwillig in das Projekt. Bevor sie teilnehmen, werden sie nach einem ausführlichen Kennenlerngespräch gefragt, ob sie mitmachen wollen, ob sie wirklich sagen können: "Darauf lasse ich mich ein." Sie entscheiden, ob sie das wollen – gezwungen wird hier keiner. Wer hierher kommt, leidet normalerweise stark und ist sich bewusst, dass sich etwas ändern muss.

ZEIT ONLINE: Aber gilt Schuleschwänzen in einem bestimmten Alter nicht auch einfach als cool?

Seeger: Nur in einem bestimmten Ausmaß. Natürlich gibt es dieses Bild des coolen Schulschwänzers, der die ganze Zeit mit Freunden in der Innenstadt rumhängt. Aber das sind nicht die Jugendlichen, die ich aus meiner Arbeit kenne. Ich begegne Kindern, die sich massiv zurückziehen und leiden, die total überfordert sind. Viele haben Eltern, die sich wenig kümmern können, [weil sie zum Beispiel psychisch krank sind](#). Gewalterfahrungen, Abhängigkeiten oder Todesfälle sind ebenfalls Themen, die manche Jugendlichen von zu Hause kennen. Manchmal kommt hinzu, dass sich die Jugendlichen in ihrer Klasse nicht wohlfühlen. Leider gibt es oft in der Schule keine Möglichkeit, Schülern zu helfen, die so große private Probleme haben. Irgendwann schaffen sie es nicht mehr, dorthin zu kommen.

"Das Mädchen hatte große Defizite – auch im Alltag"

ZEIT ONLINE: In welchem Zustand kommen die Jugendlichen zu Ihnen?

Seeger: Das ist ganz verschieden. Ich erinnere mich zum Beispiel an eine 14-Jährige, die drei Jahre nicht in der Schule gewesen war, bevor sie bei uns war. Sie hatte große Defizite – nicht nur schulisch, sondern auch im Alltag. Wir gehen hier zusammen einkaufen, weil wir mittags gemeinsam kochen. Mit diesem Mädchen war ich auf dem Wochenmarkt und habe festgestellt, dass sie kaum in der Lage war, Tomaten zu kaufen. Sie konnte dem Händler nicht in die Augen schauen, konnte kaum sagen, was sie will, und hatte Schwierigkeiten, richtig zu bezahlen. Mit ihr haben wir vor allem an ihrem Selbstwertgefühl gearbeitet, indem wir ihr geholfen haben, herauszufinden, was ihr Spaß macht, was sie gut kann – Kunst zum Beispiel. Außerdem haben wir das Jugendamt gebeten, die Familie zu unterstützen. Am Ende konnte diese Jugendliche in die Schule zurückkehren und hatte durchschnittliche Noten.

ZEIT ONLINE: Wer vermittelt Ihnen die Schüler?

Seeger: Die Schulen und das Schulamt. Als Erstes müssen die Lehrerinnen und Lehrer bemerken, dass jemand über einen längeren Zeitraum auffällig häufig fehlt. Wenn sie erfolglos versucht haben, das zu ändern, können die Schulen diese Kinder beim Amt melden. Die Zuständigen dort leiten sie nur an uns weiter, wenn klar ist, dass wir noch offene Plätze haben und die Jugendlichen auch zu uns passen. Wir nehmen niemanden, der mit Gewalt, Alkohol oder [Drogen aufgefallen ist](#). Dafür gibt es andere Einrichtungen. Außerdem dürfen die Schülerinnen und Schüler nur kommen, wenn sie selbst sagen: Ich kann mir vorstellen, bei so einem Projekt mitzumachen.

"Der verpasste Schulstoff ist erfahrungsgemäß nicht das Problem."

Manuel Seeger, Lehrer

ZEIT ONLINE: Wenn Sie im Projekt keinen Schulstoff nacharbeiten, wie finden die Schülerinnen und Schüler danach zurück in den regulären Unterricht?

Seeger: In den ersten sechs Wochen nach dem Projekt begleiten meine Kolleginnen und ich sie – so, wie sie es sich wünschen. Manchen reicht es, alle zwei Wochen mit uns zu telefonieren, andere wollen, dass ich mich für ein paar Stunden mit ihnen in den Unterricht setze. Der verpasste Schulstoff ist erfahrungsgemäß nicht das Problem. Es geht darum, dass diese Kinder wieder lernbereit werden. Bei uns kommen die Jugendlichen erst in die Lage, sich auf die Schule einlassen zu können. Wir bringen ihnen Lernstrategien bei und versuchen, ihnen Lust aufs Lernen zu machen. Den Stoff nachzuholen, schaffen sie selbst, wenn sie zurück in der Schule sind.

ZEIT ONLINE: Funktioniert das?

Seeger: Ich erlebe häufig, dass die Jugendlichen sich in den ersten Wochen im Regelunterricht gut zurechtfinden. Es gelingt ihnen oft, dem aktuellen Unterrichtsstoff zu folgen, weil sie sich gestärkt von dem fühlen, was sie bei uns erlebt haben. Viele hatten vorher nur schlechte Noten und schreiben im ersten halben Jahr nach dem Projekt plötzlich Einser, Zweier oder Dreier. Die Frage ist nur: Wie lange bleibt das so? Je länger sie wieder in der Schule sind, desto häufiger beginnen einige wieder zu fehlen. In unserem ersten Durchgang hat es bislang die Hälfte bis zum Schulabschluss geschafft. Zwei sind noch zu jung, da wissen wir noch nicht, wie weit sie kommen. Aber drei von zehn haben ohne Abschluss aufgehört – leider.

ZEIT ONLINE: Warum ist das so?

Seeger: Das ist ein Problem des Systems. Wenn die Jugendlichen zurück in den Schulalltag kommen, haben wir ein halbes Jahr daran gearbeitet, dass es ihnen besser geht – aber gleichzeitig ändert sich nichts in ihrem Umfeld. Meine Kolleginnen und ich sprechen zwar viel mit den Eltern, manchmal helfen die Schulen den Jugendlichen anfangs auch. Aber sobald diese Kinder wieder funktionieren, werden sie nicht mehr unterstützt. Dann stehen sie erneut allein da. Um das zu verhindern, probieren wir, Menschen zu finden, die die Jugendlichen auch nach ihrer Zeit im Projekt langfristig und kontinuierlich unterstützen. Das können weitere Familienangehörige, Freunde oder andere professionelle Hilfen sein. Aber solche Brücken in den Alltag zu finden, ist oft schwer – und nicht immer gelingt uns das. In diesen Momenten frage ich mich, wie viel wir mit unserer Arbeit langfristig erreichen.

"Ich würde mir wünschen, dass Schulen viel größer, weiter und offener gedacht werden. Dass sie zu Orten werden, wohin man gerne geht."

Manuel Seeger, Lehrer

ZEIT ONLINE: Wie geht es Ihnen damit?

Seeger: Es macht mich traurig. Dann spüre ich Wut auf dieses unmenschliche System mit seinem gnadenlosen Leistungs- und Performanceanspruch: Wer nicht liefert, wird abgestraft. Das kann doch nicht klappen. [Wie Lernen funktioniert, ist bekannt](#). Unter welchen Bedingungen auch. Stattdessen wird öffentlich über Lernlücken und Bildungsrankings diskutiert. Wir reduzieren unseren kostbarsten Rohstoff, den Menschen, auf ein paar wenige schulische Kernfächer. Das können wir uns als Gesellschaft gar nicht leisten. Ich würde mir wünschen, dass Schulen viel größer, weiter und offener gedacht werden. Dass sie zu Orten werden, wohin man gerne geht.

ZEIT ONLINE: Welche Geschichte der Kinder hat Sie besonders berührt?

Seeger: Ich muss oft an dieses hochbegabte Mädchen denken. Ihre Mutter war schwer psychisch krank und hat oft mit Suizid gedroht. In der Grundschule hat das Mädchen noch Preise für herausragende Leistungen in Deutsch und Mathe bekommen. Das hat sich aber geändert, weil es immer stärker unter der Krankheit der Mutter gelitten hat. Es kam erst aufs Gymnasium, musste dann auf die Real- und schließlich auf die Hauptschule wechseln. Die Jugendliche ist wochenlang nicht in die Schule gegangen. Sie hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und Serien geschaut. Deshalb kam sie ins Projekt. Hier war sie immer gern und hatte danach in der Schule gute Noten. Allerdings nur das erste halbe Jahr. Dann ging es ihrer Mutter erneut schlecht – und die Tochter fehlte wieder. Inzwischen hat sie die

Schule abgebrochen. Sie ist inzwischen nicht mehr schulpflichtig. Soweit ich weiß, hat sie gerade keinen Job.

|"Wenn jemand nicht in die Schule will, hat das einen Grund."|

Manuel Seeger, Lehrer

ZEIT ONLINE: Viele Eltern haben Angst, dass ihren Kindern so was passieren könnte. Was raten Sie denen?

Seeger: Es ist immer wichtig, mit dem Kind im Kontakt zu sein. Sich auszutauschen, ehrlich und interessiert nachzufragen, was es beschäftigt und was es erlebt. Dann bekommt man möglichst schnell mit, wenn etwas nicht stimmt. Und ich rate dazu, schwierige Phasen zu akzeptieren – statt das Kind so zu erziehen, dass es immer funktioniert. Wenn jemand nicht in die Schule will, hat das einen Grund. Man sollte kein Kind in die Schule zwingen, sondern herausfinden, weshalb es nicht will.

ZEIT ONLINE: Haben Sie eigentlich selbst mal die Schule geschwänzt?

Seeger: Oh ja – sehr oft! In der Oberstufe bin ich kaum noch in die Schule gegangen. Wir sind oft umgezogen und ich hatte keine Lust mehr, mich immer neu einzufinden. Aber ich hatte das Glück, dass ich sehr früh ein Ziel hatte: Ich wollte Lehrer werden. Weil ich viele verschiedene Lehrer hatte, habe ich früh gemerkt, dass es einen riesigen Unterschied macht, wie sie auf mich blicken. Wenn mich jemand so sein ließ, wie ich war, war ich bereit mitzuarbeiten. Aber sobald ich das Gefühl hatte, dass ein Erwachsener etwas von mir verlangte, das für mich nicht passte, habe ich mich zurückgezogen. Für meine Schüler versuche ich jetzt, ein Lehrer zu sein, der sie akzeptiert, wie sie sind.

Seitennavigation

[Startseite](#)